

Feuilleton

Blick über den Tellerrand

Claudia Roth wird neue Kulturstaatsministerin

Als im Juni die Berlinale als pandemiebedingtes Sommer-Special abgehalten werden musste, saß Bundestagsvizepräsidentin Claudia Roth in wahlkampfgrüner Robe in vorderster Reihe. Hatte Kulturstaatsministerin Monika Grütters sie nicht sogar namentlich begrüßt? Zu diesem Zeitpunkt wird sie jedoch keine Sekunde daran gedacht haben, in der impulsiven Kollegin aus dem bayerischen Memmingen ihre Nachfolgerin zu adressieren.

Dabei fällt es nicht schwer, sich Claudia Roth als politische Kulturverweserin vorzustellen. Als junge Frau war sie an Theatern aktiv, wenig später managte sie eine der coolsten deutschen Rockbands, die Polit-Anarchisten Ton, Steine, Scherben rund um deren legendären Sänger Rio Reiser. Roth war dabei, als die Band das überhitzte Berlin in Richtung norddeutsche Provinz verließ. Kommune, Landleben, ökologische Erneuerung. Das politische Selbstverständnis bildete sich zu dieser Zeit ja gerade nicht in langen Parteisitzungen, sondern in unkonventionellen Lebensweisen.

Für Claudia Roth führte das irgendwann geradewegs zu den eben erst gegründeten Grünen. Temperament, Durchsetzungsstärke, sehr viel Herz und Draufgängertum haben sie zu einer der exponiertesten Politikerin des Landes gemacht, weit über die Grenzen der als Anti-Partei auftretenden Grünen hinaus. Eine enge, durchaus kritische politische Freundschaft verbindet sie mit dem CSU-Politiker Günther Beckstein, der von Roths Parteikollegen überwiegend als inakzeptabler innenpolitischer Hardliner angesehen wurde. Claudia Roth aber wusste zu unterscheiden und zuzuhören.

Und tatsächlich war es wohl die Freundschaft zu Beckstein, die sie weithin als Politikerin erscheinen ließ, die über den Tellerrand hinauszusehen vermag, auch wenn sie oft in der Pose einer verbissenen Kämpferin agierte. Wer wollte heute bestreiten, dass die erfahrene, aber auch emotionale Politikerin Claudia Roth in der Lage sein wird, den Dialog mit Künstlerinnen und Künstlern zu führen und für deren Institutionen einen tragfähigen organisatorischen Rahmen bereitzustellen?



Angesiedelt im Kanzleramt: Claudia Roth, neue Staatsministerin für Kultur

Claudia Roth hat auf ganz persönliche Weise erfahren, was es heißt, dem Rechtsgut der Kunstfreiheit ausgesetzt zu sein. Durch einen Song des Berliner Rappers Bushido, den viele als Aufruf zur Gewalt gegen Claudia Roth auffassten, wurde sie als Kunstperson gerichtsnotorisch, die Äußerungen des Rappers erwiesen sich später aber durch die Kunstfreiheit gedeckt.

Das schien sie aber erst recht anzustacheln und Berührungängste aufzugeben. So entstand ein Gesprächsbuch mit dem Rapper Fetsum Sebhat (Westend Verlag), mit dem sie sich gemeinsam für politische Einmischung und gegen Rassismus engagierte. Im Kanzleramt wird ihre erste Herausforderung indes der Bekämpfung der Folgen der Pandemie für den Kulturbetrieb bestehen.



Erdgasrohr der Druschba-Trasse in der Ukraine

MDR/THOMAS BILLHARDT/GALERIE CAMERA WORK AG

Ein Rohr verändert die Welt

Verbannung oder Wildost? Eine MDR-Dokumentation über die Erdgasstrasse Druschba

ULRICH SEIDLER

Das das mit der sozialistischen Utopie in der Sowjetunion und den befreundeten Ländern des Ostblocks nicht geklappt hat, liegt nicht an der Risikofreude und dem dafür nötigen Größenwahn. Dafür steht zum Beispiel das Jahrhundertbauwerk der Erdgas-Trasse, der der MDR eine abendfüllende Dokumentation von Matthias Schmidt widmet. Gleich zu Beginn wird das Projekt beim Namen genannt: Ein Rohr, das die Welt verändert sollte. Ein Rohr mit anderthalb Metern Durchmesser und und vie-len Tausend Kilometern Länge.

Equipment aus dem Westen

1974 beschloss der Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe den Bau der Leitung, die die sibirischen Erdgasfelder erschließen sollte. Arbeitskraft und Technik zum Beispiel aus der DDR gegen Rohstoffe, die diese benötigte, um das kapitalistische Wirtschaftssystem technologisch zu überholen. Wobei man freilich auf das Equipment und das Know-how aus dem Westen zurückgreifen

musste, der natürlich auch an Rohstoffen interessiert war, ganz speziell das isolierte West-Berlin. Allein der Bauabschnitt der DDR, genannt Druschba-Trasse, sollte 550 Kilometer lang werden. In den Achtzigern kamen weitere Trassen dazu, die das Gas aus dem Ural heranschafften sollten.

Die Dokumentation kann auf viel Original-Filmmaterial zurückgreifen, private Super-Acht-Aufnahmen oder Ausschnitte aus Defafilmen und Fernseharchiven. Wobei man sich beim Ansehen zwischendurch mal fragt, ob die Bilder nachkoloriert wurden, so fern wirken die Gestalten und die sibirischen Landschaften mit Holzhäusern und Eiszapfen. Dorthin nun wurden über 25.000 DDR-Bürger delegiert. Für viele der Einheimischen waren dies die ersten Deutschen seit dem Zweiten Weltkrieg. Die roten Sterne an den Häusern zeigten an, wo gefallene Sowjetsoldaten gewohnt hatten. Das war alles noch präsent. Aber nun begann ja die neue Zeit.

Anfangs wurden die Trasniks auf ihre ideologische Festigkeit geprüft, gaben sie an, die Sowjetunion und

ihre Menschen besser kennenlernen zu wollen. FDJ, Gewerkschaft, Partei und Staatssicherheit reisten mit. Später dann, in den Achtzigern, blieben vor allem die wirtschaftlichen Gründe übrig, die die Männer und laut Schätzung einer Dabeigewesenen ungefähr zehn Prozent Frauen (davon die Hälfte in festen Händen und der Rest: Freiwild) in den Wilden Osten ziehen ließ.

Der Alkohol ging nie aus

Jeweils drei Monate, sechs Zehn-Stunden-Schichten pro Woche, dann mit dem „Arbeiterberufsverkehr“ der Interflug vier Wochen Heimaturlaub. Für mindestens zwei Jahre konnte man sich verpflichten und mit einem kleinen Vermögen heimkehren.

Wenn man gleich für drei Jahre unterschrieb, bekam man ein Anrecht auf den sofortigen Erwerb eines Autos, auf das man in der DDR normalerweise mindestens zehn Jahre warten musste. Die Versorgung der Arbeiter war hervorragend: Es gab Zitrusfrüchte, sogar Ananas, Edelkonserven, hochwertige Industriewaren, und der Alkohol ging nie aus.

Die Bilder von verstrubbelten Arbeitern, die ihre Bauwägen dekorieren und am Sonnabend im Kulturhaus besoffen Männerpolka tanzen, von gigantischen Rohrtransportern, die durch den Schlamm rumpeln, von Schweißern, die im Dreck liegen oder Hunderte von Metern in die Rohre führen, um die Nähte von innen abzudichten, geben ein gutes Gefühl dafür, wie sich das utopische Projekt, das durchaus auch mit der Goldgräberromantik des Wilden Westens zu tun hat, in der Realität angefühlt haben mag.

Die Zeitzeugen lassen sowohl Stolz als auch Desillusionierung erkennen. Aber es bleibt doch dieses konkrete Rohr, das über die Gräben des Kalten Krieges hinweg die Wirtschaftssysteme miteinander verband, Abhängigkeiten schuf und den Frieden stabilisierte. Wenn heute Leitungen gebaut werden, die an der Ukraine vorbeiführen, geht es darum, die damals geschaffenen Abhängigkeiten zu unterlaufen. Das nennt sich wirtschaftliche Vernunft.

Jahrhundertbauwerk Trasse – Wie das russische Erdgas in den Westen kam ARD-Mediathek

Luft nach oben

An den Wochenenden vor Weihnachten werden im früheren Flughafen Tempelhof Filme gezeigt

CORNELIA GEISLER

Der riesige Vorplatz des Zentralflughafens Tempelhof ist leer, aber drinnen, in der Abflughalle, sammeln sich Menschen. Zwar geht der Flugbetrieb nicht wieder los. Die Leute stehen auch nicht an den verwaisten Schalern oder ums unbewegliche Kofferband herum, sie setzen sich ordentlich in Reihen. Simple, leider nicht gerade gemütliche Metallstühle sind vor einer Leinwand ausgerichtet, denn von jetzt an bis einschließlich Weihnachten läuft hier ein speziell ausgewähltes Filmprogramm. Die Neuen Kammerspiele Kleinmachen sind vom der Berliner Stadtrand als Pop-up-Kino hierher umgezogen.

Das fühlt sich an wie Freiluftkino, nur eben mit Dach, und damit ganz angenehm angesichts der Coronapandemie. Das Cinema THF bietet für bis zu 300 Plätze auch in der Halle noch fast unendlich Luft nach oben. Die Tonqualität ist ordentlich, zumindest besser als im Freien. Es läuft keine Werbung vor den Filmen.



Blick in das neue Kino in der früheren Abflughalle des Flughafens Tempelhof

VERENA EIDEL

Wichtig zu wissen ist, dass man nicht vom Haupteingang hineingelangt, sondern rechts um die Ecke gehen muss oder direkt vom Tempelhofer Damm kommen kann.

Die Vorstellungen jeweils von Donnerstag bis Sonntag sind thematisch zusammengefasst. Es begann mit der ersten Liebe, etwa Leonie Krippendorfs Mädchenfilm „Kokon“. Das zweite Adventswochenende widmet sich „Life on Earth and Elsewhere“, also dem Leben auf der

Erde und sonstwo, da gibt es ein Wiedersehen mit Spielbergs „E.T.“ zur familienfreundlichen Anfangszeit von 15.30 Uhr und mit Tarkowskis „Solaris“. Etwas sarkastisch mutet das Motto des dritten Wochenendes an: „The Cinematic Lockdown Experience“. Aber warum sollten uns Filme nicht den pandemischen Ernstfall zeigen? James Stewart sitzt, von Hitchcock dort platziert, am „Fenster zum Hof“ in heimischer Quarantäne, in „The Shining“ ver-

breitet Jack Nicholson Angst und der „Breakfast Club“ zeigt ziemlich lustig, was passiert, wenn eine Gruppe Jugendlicher nicht raus darf.

Das vierte Kinowochenende ist der Stadt Berlin und dem besonderen Drehort Tempelhof-Airport gewidmet. Eines der flächenmäßig größten Gebäude der Welt hat von jeher Filmemacher angezogen, Billy Wilder drehte hier nicht nur 1961 die berühmte Komödie „Eins, zwei, drei“, die am 17. Dezember zu sehen sein wird, sondern bereits 13 Jahre zuvor „Eine auswärtige Affäre“. Zu den jüngeren THF-Produktionen gehört „Die Tribute von Panem“. Beide Teile von „Mockingjay“ mit dem Flughafengebäude und dem Tempelhofer Feld werden gezeigt, ebenso Wim Wenders' „Himmel über Berlin“. Und am Weihnachtswochenende wird es heimelig. Wer Heiligabend nachmittags nicht in die Kirche will, könnte um 14 Uhr „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“ schauen.

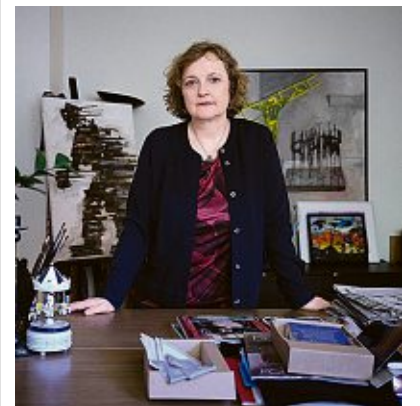
Cinema THF Tempelhofer Damm 23, Karten 10/7/5 Euro. www.thf-cinema.de

Bücherfrage der Woche

Dieser Krieg war unreal

Vielen Lesern der Berliner Zeitung ist Mechthild Henneke als Autorin von Reportagen, Porträts und Sachtexten vertraut. Die Politikwissenschaftlerin hat in den 1990er-Jahren über die Balkankriege geschrieben, bis sie die Rolle wechselte und selbst mit einer Hilfsorganisation in die Region ging. Ab 2001 war sie sieben Jahre lang in der Mission der Vereinten Nationen im Kosovo tätig. Längst arbeitet sie wieder als Journalistin in Deutschland. Nun überrascht sie mit einem erneuten Rollenwechsel: Gerade ist ihr Roman „Ach, mein Kosovo!“ erschienen. Die Bücherfrage der Woche geht deshalb an Mechthild Henneke (ausnahmsweise per Du): Wieso war der Roman für Dich die richtige Form für dieses Thema?

Mechthild Henneke: Über den Mann, von dem ich erzähle, konnte ich nur so schreiben. Es ist, wenn man so will, ein positiver Held, aber es ist auch einer, der unter dem, was er getan und erlebt hat, sehr gelitten hat. Naim Bardiqi, das Vorbild für die Figur, war damals Medizinstudent in Deutschland, er hatte noch nicht einmal das Physikum, als zur Kosovo-Befreiungsarmee ging. Er ist in diesem Krieg mit seiner Medizintasche von einem Ort zum anderen gerannt, hat Kugeln entfernt, Wunden versorgt, Gliedmaßen amputiert, Menschen das Leben gerettet. Als wir Freunde wurden, habe ich seine Geschichte erst in der Tiefe erfassen können. In Extremsituationen wächst man über sich hinaus, das weiß man, das hat er erlebt, aber er ist doch selber auch extrem beschädigt worden. Er fühlt sich nicht als Held, er fühlt sich leer. Diese Diskrepanz hat mich nicht mehr losgelassen.



Die Journalistin Mechthild Henneke

AKUD/LARS REIMANN

Beim Schreiben habe ich gemerkt, wie sehr mich das Thema Krieg immer schon beschäftigt hat. Mein Opa ist gefallen, ich bin mit der Trauer meiner Mutter aufgewachsen. Und dann war wieder Krieg in Europa. Ich hatte mich dem bewusst ausgesetzt, als ich 1999 als Ehrenamtliche zu einer NGO ging. Ich stand wirklich vor Massengräbern dort, aus denen zum Teil noch die Knochen ragten. Das hat mich von da an jeden Tag beschäftigt, das musste ich in meinem Kopf immer wieder umwälzen.

Dieser Krieg im Kosovo war unreal. Ich habe so viel erlebt, mit so vielen Menschen gesprochen. Die wollten auch nicht, dass ich über sie mit Klarnamen schreibe. In einem Krieg passiert eben viel Falsches. Es gibt keinen sauberen Krieg. Und danach hatte ich so etwas wie einen kreativen Stau. Der Roman gab mir die Möglichkeit, viele Geschichten zu erzählen, nicht nur die von Naim. Ich musste mich nicht so stark der Wahrheit verpflichtet fühlen wie als Journalistin, ich konnte Dinge zusammenfügen, erweitern, weglassen – alles. Sogar ein Erlebnis meiner Mutter konnte ich auf diese Weise erzählen. Es ist ein Antikriegsbuch.

Redaktion: Cornelia Geißler

Mechthild Henneke: „Ach, mein Kosovo!“ PalmArtPress, Berlin 2021. 363 Seiten, 25 Euro.